

Christian Lübke

Das östliche Europa

Die Deutschen und das europäische Mittelalter

Birgit und Peter Sawyer
Die Welt der Wikinger

Christian Lübke
Das östliche Europa

Joachim Ehlers
Das westliche Europa

Marie-Luise Favreau-Lilie
Italien

Siedler

Die Deutschen
und das europäische Mittelalter

Christian Lübke

Das östliche Europa

Siedler

Inhalt

Vorwort	9
TEIL I	
Die Gestaltung einer »Grauzone«	19
Beginn der Wahrnehmung	21
Antike Kenntnisse vom östlichen Europa	33
Die naturräumlichen Gegebenheiten	37
Die ersten Nachrichten über die Slawen	42
Die ersten Herrschaftsbildungen	47
Die inneren Verhältnisse	57
Die Bildung des Großmährischen Reiches und der Beginn der Christianisierung	73
Die Intensivierung des Handels im Verlauf des 9. Jahrhunderts	91
Die Rus: Mittler zwischen Ostsee und Schwarzem Meer	106
Ungarn und Böhmen: neue Kräfte im östlichen Mitteleuropa	123
TEIL II	
Die Bildung von Staaten und Nationen im Osten des Reiches	135
Das Ausgreifen nach Osten: sächsische Vorfeldpolitik unter Heinrich I.	137
Von der sächsischen zur imperialen Ostpolitik	148
Die Kiewer Rus	161
Die Slawenländer zur Zeit Ottos des Großen	179

Europa vor tausend Jahren: verzahnt mit dem Ottonischen Reich	195
Die neuen Mächte in der Mitte Europas	197
Der Akt von Gnesen und die Krönung Stephans von Ungarn	212
Die Wende im Osten	221
Der Lutizenbund und die Renaissance der gentilen Gottheiten	232
Die Welt des Ostens im Wechselspiel der alten und neuen Mächte	253
Die Elbmarken und die Kolonisation östlich von Elbe und Saale	276
Dynastische Teilungen in den Regionen des östlichen Europa	290
Polen	290
Ungarn	294
Böhmen	295
Die Rus	299
TEIL III	
Zwischen Zerfall und Neubeginn	323
Der Sturm aus dem Osten: die Mongolen	325
Neue Kräfte formieren sich	333
Strukturwandel und Europäisierung	354
Ethnische Vielfalt und nationales Bewußtsein	365
Ende und Neubeginn: alte und neue Dynastien	377
Auf dem Weg zur Großmacht: das Litauen der Gediminiden	388
Twer und Moskau: der Kampf um den Vorrang in der Rus	397
Die andere Rus: der »Herr Groß Nowgorod«	407
Der Weg zur Union von Krewo: Polen und seine Nachbarn im 14. Jahrhundert	417
Ausblick	431

ANHANG	441
Anmerkungen	443
Bibliographie	454
Zeittafel	472
Stammtafeln und Karten	498
Personenregister	525
Ortsregister	538
Bildnachweis	543

Vorwort

Als vor nahezu einem halben Jahrhundert der polnische Historiker Oskar Halecki unter dem Titel »Borderlands of Western Civilization« eine »Geschichte Ostmitteleuropas« veröffentlichte, da war ihm die ganze Tragweite der durch den Zweiten Weltkrieg geschaffenen politischen Situation Europas offenbar noch gar nicht bewußt geworden. Halecki nahm nämlich in der Vorrede zu seinem Buch, das 1952 unter dem Titel »Grenzraum des Abendlandes« auch auf deutsch erschien, keinerlei Bezug darauf, daß die seiner Darstellung zugrundeliegende historisch-geographische Dreiteilung Osteuropas – nämlich in das Byzantinische Reich, das später durch das Osmanische Reich abgelöst wurde, das Russische Reich und eben Ostmitteleuropa – inzwischen durch die sowjetische Hegemonie aufgelöst worden und eine wirksame politische Differenzierung zwischen der Sowjetunion und ihren westlich vorgelagerten »Satellitenstaaten« kaum noch möglich war. In der Wahrnehmung der breiteren Öffentlichkeit – zumindest des Westens – verfestigte sich seitdem das Bild eines monolithischen »Ostblocks«, zu dem eben auch die ostmitteleuropäischen Länder zählten, die »vielen Völkern zwischen Deutschland und Rußland«, die nach Ansicht Haleckis eine eigene, »scharf abgegrenzte Einheit« bildeten.

Dieses östliche Mitteleuropa hat erst nach der Epochenwende von 1989 wieder entstehen können, zwar nicht in seiner typischen Vielvölkergestalt, die zu großen Teilen dem Rassenwahn der Nationalsozialisten zum Opfer gefallen ist, dafür in einer bis dahin nie gekannten staatlichen Vielgestaltigkeit. In ihrer Genese reicht diese weit in die Geschichte des europäischen Kontinents zurück. Es ist dies eine Geschichte, in der neben den Russen die schon vor mehr als tausend Jahren in Erscheinung getretenen Nationen der Polen, Tschechen und Ungarn ebenso ihren Platz haben wie die erst im 19. Jahrhundert zu Nationen gereiften und im Verlauf des 20. Jahrhunderts zu staatlicher Selbständigkeit gelangten baltischen und ostslawischen Völker. Unter den Historikern setzte sich Haleckis Auffassung von Ostmitteleuropa daher durch, selbst als dieses fest in den »Ostblock« eingebunden war.

Das – vor allem für die deutsche Öffentlichkeit – Neue an Haleckis Forschung war die Perspektive, nämlich, wie Günther Stöckl in der Einführung zu »Grenzraum des Abendlandes« schrieb, »die Anerkennung von Sonderart und Eigenwert der Völker Ostmittel- und Südosteuropas« und das »Bemühen um

ein besseres und gerechteres historisches Verständnis«. Das war bis dahin in Deutschland nicht selbstverständlich gewesen.

Der Blick zurück auf die Forschungsgeschichte offenbart, daß der Idee von »Ostmitteleuropa« die Verwendung des Begriffs »Mitteleuropa« vorausging, und zwar in einem ökonomisch-politischen Verständnis schon seit den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Seit dieser Zeit erlangte die Idee eines großen Wirtschaftsraums, der alle deutschen Staaten sowie die nicht zum Deutschen Bund gehörenden Teile des Kaiserreichs Österreich umfassen sollte, wachsende Bedeutung. Die politische Umsetzung solcher Vorstellungen scheiterte jedoch am Widerstand Preußens und an der kleindeutschen Reichsidee. In der Publizistik blieben diese Vorstellungen – bei entsprechender Veränderung der politischen Rahmenbedingungen – jedoch lebendig. Terminologisch war diese »Mitteleuropa«-Idee gewissermaßen neutral, konzeptionell wie real aber war sie mit der unbezweifelbaren Dominanz der Deutschen in den fraglichen Gebieten verknüpft, weshalb sie von vornherein bei den nichtdeutschen Bewohnern der Region wenig Begeisterung auslöste.

Aus der Skepsis wurde Widerstand, als die Ideen zur Ausgestaltung »Mitteleuropas« unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs politisches Gewicht im Sinne der Präzisierung der deutschen Kriegsziele erlangten. Der liberale Politiker Friedrich Naumann stellte damals sein »Mitteleuropa«-Konzept vor. Gemäß seinem Entwurf stand der »Mitteleuropa«-Begriff für eine übernationale politische Bundesordnung, die neben den beiden »Mittelmächten« Deutschland und Österreich auch die westlichen Gebiete des Russischen Reiches, zumindest Polen und die baltischen Länder, umfassen und den betroffenen Nationen und Nationalitäten jeweils eigene Rechte zugestehen sollte. Obwohl Naumann sich redlich bemühte, den nichtdeutschen Völkern die Furcht vor der deutschen Dominanz zu nehmen, stieß sein Plan auf Mißtrauen und Ablehnung sowohl in den deutschen, pangermanistisch inspirierten Kreisen als auch bei den deutschen Kriegsgegnern und erst recht bei den betroffenen Völkern. Mit der Niederlage der beiden Kaiserreiche im Weltkrieg verlor das »Mitteleuropa«-Konzept dann seine Grundlagen.

Wenn in Deutschland die »Mitteleuropa«-Idee in den Überlegungen zur politischen Gestaltung dieses Raumes dennoch weiterlebte, dann lag das an den Forderungen nach Revision der Bestimmungen von Versailles und dem Wunsch nach Rückgewinnung der deutschen Vormacht. Die Führung in der programmatischen Diskussion ging dabei auf die Geographen über, etwa auf den Geomorphologen Albrecht Penck, der von einem aus Deutschland und Polen bestehenden »Zwischeneuropa« sprach und damit einen Begriff ins Spiel brachte, den der Publizist und spätere SS-Funktionär Giselher Wirsing 1932 in seinem Werk »Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft« aufgreifen sollte.

Auch die siedlungsgeschichtliche Forschung entwickelte neue Ideen, in denen der deutsche »Volks- und Kulturboden« eine wesentliche Rolle spielte. Danach war die Kulturlandschaft als Schöpfung von Menschen zu betrachten, die sich durch die Befähigung auszeichneten, das Land und die Natur ihrem Willen zu unterwerfen. In die politische Sphäre übertragen, bedeutete dies für den Osten: Die mittelalterliche deutsche Ostsiedlung war eine Kulturleistung des deutschen Volkes, die weit über alle Sprach- und vor allem Staatsgrenzen ausstrahlte. Der Leipziger Historiker Rudolf Kötzschke setzte diesen Gedanken 1925 folgerichtig fort, indem er feststellte, daß die historischen Vorstellungen über die Deutschen »als Siedler auf selbsterrungenem Boden und Träger einer aufwärts führenden Kultur (...) bis auf die Entscheidungen über Siedlung und Lebensraum der Völker in der Gegenwart wirken«. Von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt zu der von den Nationalsozialisten vertretenen Auffassung, daß nur bestimmten Völkern die Fähigkeit zur Staatsbildung gegeben sei und damit das Recht zur politischen Gestaltung einer Region. Dabei beschränkten sie sich aber nicht mehr auf Mitteleuropa, sondern nahmen den Osten Europas insgesamt als »Lebensraum« des deutschen Volkes ins Visier: »Das Schlagwort »Mitteleuropa« hat heute der Großraumidee Platz gemacht«, so formulierte es Hermann Rumpf in der »Historischen Zeitschrift« des Jahres 1942.

Der Genozid an den europäischen Juden, die Umsiedlungsaktionen sowie die Vertreibungen am Ende des Krieges sorgten dafür, daß jene ethnisch-nationalen Verhältnisse, auf deren Grundlage die »Mitteleuropa«-Idee einst entstanden war, völlig beseitigt wurden.

Die Vorstellungen, die Halecki nach dem Zweiten Weltkrieg zu »Ostmittel-europa« entwickelte, entsprangen dagegen einer ganz anderen Quelle, nämlich den Konzeptionen, die nach dem Ersten Weltkrieg aus der Feindschaft gegen die Deutschen geboren wurden und sich in den Kriegsjahren 1939 bis 1945 zur Idee eines »Neuen Mitteleuropa« weiterentwickelten, einer föderativen Staatengemeinschaft zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Diese Idee war zuerst von führenden Politikern der Region – von dem Polen Roman Dmowski und dem Tschechen Tomáš Garrigue Masaryk – ins Gespräch gebracht worden. Masaryk hatte 1915 von einer »eigenartigen ethnologischen Zone« gesprochen, »die man oft Zentral-Europa nennt«. In Reaktion auf Friedrich Naumann hatte er 1918 in einer Streitschrift unter dem Titel »Das Neue Europa« geschrieben, daß man den Deutschen nicht gestatten dürfe, »die Nachbarvölker, insbesondere die kleineren Nationen, die die Zone östlich von den Deutschen, zwischen ihnen und den Russen, bewohnen, auszubeuten«.

»New Central Europe«, das war schließlich die Umschreibung eines politischen Programms durch Eduard Beneš, Masaryks Nachfolger im Amt des Staatspräsidenten der Tschechoslowakei und Leiters der tschechoslowakischen

Exilregierung. Dieses Programm basierte auf einer gemeinsamen Erklärung der tschechoslowakischen und polnischen Exilregierungen vom November 1940 und bezog weitere mitteleuropäische Länder mit ein, darunter auch Österreich als eine von den Deutschen unterschiedene Nation. Es meinte ein politisch geeintes »Zwischeneuropa«, das unter der Bezeichnung *lands between* schon in die englischsprachige Literatur Eingang gefunden hatte und für das sich mit »Ostmitteleuropa« (»East Central Europe«) allmählich eine nach 1918 aufgekommene Bezeichnung durchsetzte.

Ein aus diesem »Ostmitteleuropa« hervorgehender eigenständiger Staatenbund war nach dem Zweiten Weltkrieg gegen die politisch-militärische Hegemonie der Sowjetunion im östlichen Teil Europas nicht durchzusetzen. Die Spaltung Europas in Ost und West schien endgültig – und hat dann noch nicht einmal ein halbes Jahrhundert überdauert. Der Anfang vom Ende dieser Spaltung fiel mit der Renaissance der »Mitteleuropa«-Idee zusammen. In engem zeitlichen und sachlichen Zusammenhang der »Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa« und dem Helsinki-Vertrag haben zwei Schriftsteller – der Tscheche Milan Kundera und der Ungar György Konrád – die Diskussion um »Mitteleuropa« neu angeregt, meinten damit aber eigentlich Ostmitteleuropa. Im Sinne einer kulturellen Identifizierung Ostmitteleuropas mit dem Westen schlossen sie Rußland aus und widersetzten sich zugleich der Klassifizierung Ostmitteleuropas als Teil des sowjetisch beherrschten Ostens, womit sich – so der Vorwurf an den Westen – die siegreichen Alliierten in Jalta einverstanden erklärt hatten. Dieser Konflikt wurde durch die Ereignisse von 1989 beseitigt. Die betroffenen Länder – einschließlich Deutschlands – wurden politisch neu »verortet«. Nahezu einmütig bekannten sie, zum Westen, zu »Mitteleuropa«, zu gehören.

Wenn es um die Begründung der Zugehörigkeit zum Westen und zu einem westlich verstandenen Europa geht, werden immer wieder historische Wurzeln und Traditionen ins Spiel gebracht. Politik und Historie kommunizieren in dieser Frage also miteinander. Dem kommt entgegen, daß sich die Geschichtswissenschaft und ihre Nachbardisziplinen den historischen Raumbegriff »Ostmitteleuropa«, der in der politischen Terminologie jedoch noch häufig zu einem etwas diffusen »Mittel- und Osteuropa« schwimmt, inzwischen tatsächlich zu eigen gemacht und dabei festgestellt haben, daß dieses »Wort in der Tat geeignet (ist) zur Kennzeichnung einer Region, die durch historische Merkmale als ›Teil Europas von spezifischer Eigenart‹ abzugrenzen ist« (Klaus Zernack). Dabei wird zwar die spezifisch ostmitteleuropäische Problematik als ein Phänomen des 19. und 20. Jahrhunderts angesehen, aber als eines, das mit den mittelalterlichen Ursprüngen des geschichtlichen Raums eng verbunden ist. So haben es beispielsweise Werner Conze und nach ihm Klaus Zernack gesehen.

Die Herleitung des »Geschichtsraums« Ostmitteleuropa aus dem Mittelalter, wodurch der struktur- und kulturgeschichtliche Zeitraum eines ganzen Jahrtausends zur Determinante der historischen Programmatik wird, hatte schon der ungarische Historiker Jenő Szűcs in seiner international stark beachteten Studie über »Die drei historischen Regionen Europas« unternommen. Szűcs unterschied die Regionen Westeuropa, Ostmitteleuropa und Osteuropa, was Fernand Braudel in der Einleitung zur französischen Ausgabe von Szűcs' Werk sogar überspitzt als Interpretation von »drei Welten« deutete.

Für Szűcs lag die historische Dimension vor allem in der erstaunlichen Beständigkeit der westlichen Grenzlinie Ostmitteleuropas an Elbe und Leitha, wo zunächst die östliche Grenze des karolingischen Reiches verlief, wo um 1500 das östliche Europa als Gebiet der »zweiten Leibeigenschaft« vom Westen getrennt wurde und wo man 1945 den Kontinent erneut in zwei Lager spaltete. Dennoch, führt Szűcs aus, habe das östliche Mitteleuropa den Anschluß an den Westen gefunden, und zwar vor allem dank seiner Teilhabe an dem »großen« 13. Jahrhundert mit seinen »Strukturveränderungen, in denen die Dualität von Staat und Gesellschaft in dieser oder jener Gewichtung hervortrat«.

Agrarrevolution und Stadtkultur, die Autonomie der Stadt und der Stadtwirtschaft sowie die Intensivierung des Warenaustauschs über ein dichtes Städtenetz – das sind in Szűcs' Sicht die entscheidenden, strukturbildenden Elemente der historischen Entwicklung. Tatsächlich ist die Ausdehnung des mittelalterlichen Ostmitteleuropa vielleicht am besten an der Verbreitung der privilegierten »Rechtsstadt« abzulesen. Im Osten, wo sich die »Rechtsstadt« westlichen Typs nicht mehr ausformte, zog Szűcs folgerichtig eine deutliche Trennlinie, hinter der – zwischen dem Weißen und dem Schwarzen oder Kaspischen Meer sowie zwischen Polen und dem Ural – der russische Staat ein eigenes homogenes Gebilde geformt habe: Ein »Osteuropa«, in dem »das mittelalterliche Werk Europas kaum vollendet, (...) ja (...) sogar verstümmelt« worden sei.

Die Kartierung der Rechtsstädte offenbart indes, daß einzelne Punkte auf der Landkarte nicht die gesellschaftliche Realität einer Epoche angemessen darstellen können. Szűcs selbst hat das deutlich empfunden und daher zwar betont, daß das »Wesen« einer Region in erster Linie in der Struktur zu fassen sei und man den Begriff »Ostmitteleuropa« schon für das Mittelalter auf die fragliche Region anwenden könne, da sie sich an westlichen Modellen und Normen orientiert habe; dies sei aber in einem »osteuropäischen Medium« geschehen, dessen Wirkung ebenfalls berücksichtigt werden müsse.

In der Diskussion um die Reichweite Ostmitteleuropas – und damit implizit auch um den Ausschluß Osteuropas oder Rußlands aus dem westlich verstandenen historischen Europa – ist die Existenz und Wirkkraft dieses »ost-

europäischen Mediums« häufig übersehen worden. Das liegt vor allem daran, daß die Zeit seiner frühesten Ausprägung von den schriftlichen Quellen nur sporadisch beleuchtet wird und die Historiker die osteuropäische Geschichte der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrtausends erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit mit Hilfe anderer Disziplinen, vor allem der Archäologie, intensiver erforschen. Erst allmählich tritt so das »osteuropäische Medium«, das die jenseits der alten römischen Reichsgrenzen gelegenen Regionen wie eine Folie überzog, auf der sich die äußeren Einflüsse abgedrückt haben, nun immer deutlicher hervor. Auf dieser Folie ist für einige Jahrhunderte eine »Grauzone« zu erkennen, wie der polnische Historiker Alexander Gieysztor es nannte, in der sich weder politische noch kulturelle Einheiten deutlich von ihrer Umgebung abzeichneten, die sich aber insgesamt rasch fortentwickelte.

Man kann seit der Mitte des ersten Jahrtausends, als die schriftlichen Quellen zahlreicher werden, eine sprachliche, vor allem slawische Homogenität ausmachen, die bis heute die Mehrheit der Bewohner des östlichen Europa verbindet. Daß die slawische Sprache zeitweise sogar weit westlich von Elbe und Saale lebendig war, ist durch slawische Ortsnamen in Oberfranken (das Gebiet der sogenannten Main- und Rednitzwenden), im Hannoverschen Wendland, in Thüringen und in Sachsen-Anhalt bezeugt. Damals setzte sich auch, wie die Archäologen nachgewiesen haben, eine in weiten Teilen vorherrschende »materielle Kultur« durch: Die Menschen, die hauptsächlich Landwirtschaft betrieben, lebten in eingetieften »Grubenhäusern«, benutzten recht einfaches Keramikgeschirr vom »Prager Typ«, verbrannten ihre Toten und bestatteten deren Asche in Tongefäßen. Weil in den weiträumigen, von Slawen besiedelten Gebieten auch weiterhin germanische Gruppen lebten oder integriert wurden, weil zeitweilig durch Zuwanderung eine politisch-militärische Dominanz turksprachig-nomadischer Völker im Südosten entstand und sich slawische Gruppen im Nordosten mit baltischen und finno-ugrischen Gruppen in ihrer Nachbarschaft mischten, können diese Eigenheiten nicht ohne weiteres als ethnische Zeichen gedeutet werden. Zweifellos kennzeichneten sie aber eine effiziente und produktive Lebensweise, die das Überleben unter schwierigen Bedingungen ermöglichte.

In dieser Entwicklungsphase des mittelalterlichen östlichen Europa setzt die hier vorliegende Darstellung ein, und sie reicht bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, denn mit der Christianisierung des Großfürstentums Litauen im Jahr 1386 kommt die mittelalterliche Formierung Gesamteuropas – wenn man diese als das Ergebnis der Wirkung christlicher Kultur versteht – zum Abschluß. Durch die Christianisierung und die damit im Zusammenhang stehende Union Polens mit Litauen wurde die Basis geschaffen für die weitere Ausbreitung westlicher Werte und Normen nach Osten, weshalb die Historiker die

östlichen Landschaften der in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts geteilten polnisch-litauischen »Respublica« zu »Ostmitteleuropa« zählen, von dem das eigentliche »Osteuropa« zu trennen sei.

Man kann die so definierte Trennlinie mit einigem Recht auch als eine Grenze der Wirkung von Elementen begreifen, die vom Westen über Deutschland nach Osten vermittelt wurden, etwa der mittelalterlichen, mit dem Magdeburger Recht ausgestatteten Rechtsstadt. An diesem Beispiel zeigt sich, daß die Verschränkung Deutschlands mit seinen östlichen Nachbarregionen einen gewichtigen Faktor in der historischen Entwicklung des östlichen Europa darstellt. In Form der »Germania Slavica« (das sind die im Verlauf des hochmittelalterlichen Landesausbaus sprachlich germanisierten Landschaften östlich von Elbe und Saale) hat die deutsche Geschichte sogar einen slawischen Bestandteil erhalten. Dennoch wäre es eine ungerechtfertigte Verengung der Perspektive auf diesen historischen Raum, dessen Dynamik sich aus vielfältigen Kulturkontakten und -mischungen an seinen offenen Peripherien, aber auch im Binnenland entfaltete, wenn man die Anwesenheit und Wirkung von Deutschen dort zum Leitfaden der historischen Darstellung machte. Dieser Raum ist vielmehr einem Haus mit vielen Zimmern vergleichbar. Häufig war es schwierig, von einem in das andere zu gelangen, doch im Verlauf des historischen Prozesses öffneten sich die Türen, die Bewohner lernten einander kennen, und es bildeten sich schließlich neue, größere Gemeinschaften.

Seit der Eiserne Vorhang gefallen ist, haben wir erlebt, daß eine solche Entwicklung in einem hohen Tempo erfolgen kann. In Deutschland soll seitdem »zusammenwachsen, was zusammengehört«. Aber es wurden auch die Voraussetzungen dafür geschaffen, diese Losung auf Europa anzuwenden, zumindest auf jenes Europa, das sich kulturell und historisch mehr der Mitte als dem Osten des Kontinents zugehörig fühlt. Das Wissen um die Vergangenheit und die aus der gemeinsamen Geschichte geborenen Appelle der Politiker spielen dabei eine wichtige Rolle. Es scheint, daß den historischen Ereignissen, die dabei in Erinnerung gerufen werden, eine um so größere Bedeutung beigemessen wird, je weiter sie zurückliegen. Zwei Millennienfeiern haben das Bewußtsein von der kulturellen Einheit Europas über den einst trennenden Eisernen Vorhang hinweg ganz besonders gestärkt: die Feier zum tausendsten Todestag des heiligen Adalbert, der am 23. April 997 bei den heidnischen Pruzzen den Märtyrertod fand, und die Erinnerung an die Pilgerfahrt Kaiser Ottos III. im Jahre 1000 nach Gnesen zum Grab des Märtyrers.

Leben und Wirken Adalberts, der um 956 als Sproß einer tschechischen Adelsfamilie im nordböhmischen Libice auf die Welt kam und ursprünglich den slawischen Namen Vojtěch (polnisch Wojciech) trug, verkörpert bestens die schon zu jener Zeit bestehenden »ostmitteleuropäischen« gesellschaftlichen

Verbindungen. Den Namen Adalbert erhielt er nach seinem Firmpaten, dem Magdeburger Erzbischof Adalbert. An der Magdeburger Domschule durchlief er seine Ausbildung zum Kleriker. Die Investitur zum Bischof von Prag nahm Kaiser Otto II. im Jahre 983 zu Verona vor, die Weihe der Erzbischof Willigis von Mainz, zu dessen Metropole Prag damals gehörte. Später lernte Adalbert in Rom den jungen Kaiser Otto III. kennen, mit dem ihn eine enge geistige Freundschaft verband. Neben Otto gehörte der ungarische Großfürst und spätere König Stephan, in dessen Land Adalbert missionierte, zu den Gesprächspartnern des Bischofs, ebenso der polnische Fürst Boleslaw Chrobry (»der Tapfere«), der ihn zu der verhängnisvollen Mission bei den Pruzzen angeregt haben mag. Nach Adalberts Tod erwarb Boleslaw die Gebeine des Märtyrers und bestattete sie in seiner Residenz in Gnesen, das daraufhin einen regen Heiligenkult erlebte und zum Zentrum der polnischen Landeskirche wurde. Doch vier Jahrzehnte später entführten die Böhmen die Reliquien des Heiligen nach Prag, wo sie bis heute verehrt werden.

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum Millennium von Adalberts Märtyrertod am 3. Juni 1997 zelebrierte Papst Johannes Paul II. in Gnesen eine Messe, die zur Manifestation der europäischen Zusammengehörigkeit wurde. Die Staatspräsidenten der Tschechischen Republik, der Slowakei, Deutschlands, Ungarns, Litauens, Polens und der Ukraine waren zugegen und wurden nach der Messe vom Oberhaupt der katholischen Kirche empfangen. Der tschechische Präsident Václav Havel erklärte nach der Audienz, mit diesem Treffen werde das Erbe des Heiligen durch alle Völker Mittel- und Osteuropas angenommen, und er verglich dabei ausdrücklich die mittelalterliche christliche Integration im Umfeld Adalberts mit dem aktuellen Prozeß des europäischen Zusammenwachsens.

Einen noch größeren Widerhall fand das Gedenken an den »Akt von Gnesen«. Der Besuch eines römischen, aus Deutschland stammenden Kaisers bei einem slawischen Fürsten war von solcher Symbolkraft, daß man sich diese Gelegenheit zur Demonstration der politischen und kulturellen Einheit kaum entgehen lassen konnte. Die Feier am 28. April 2000 nutzte man dann auch zur Unterzeichnung einer Erklärung, in der die Regierungsoberhäupter Deutschlands, Polens, Tschechiens, der Slowakei und Ungarns ihren Willen bekundeten, beim Aufbau Europas zusammenzuarbeiten, gemeinsam für Frieden, Demokratie und Menschenrechte einzutreten und sich »militanten Nationalismen, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und totalitären Ideologien entschieden entgegenzustellen«.

Noch im August desselben Jahres – am Tag des heiligen Stephan, der tausend Jahre zuvor als erster ungarischer Fürst zum König gekrönt worden war – wurde in Budapest eine große historische Ausstellung unter dem Titel »Euro-

pas Mitte um 1000« eröffnet, an deren Zustandekommen Wissenschaftler aus fünf Ländern beteiligt waren: aus Polen, Tschechien, der Slowakei, Ungarn und Deutschland. Dies war nicht nur eine logistische Leistung, sondern auch ein großes Ringen »um jede Formulierung im Konzept, um jedes Exponat, jeden Platz, jede Beschriftung, die einander nicht ausstechen durften und ein Gleichgewicht aller Beteiligten wahren sollten«. Bis zuletzt habe man gebangt, berichtete Johannes Fried über die konzeptionellen Vorarbeiten, »daß ein Partner enttäuscht oder erzürnt dem Unternehmen den Rücken kehrte und abspränge«, denn »die jeweiligen Erinnerungsbilder sind noch immer, ein Jahrtausend nach dem heiligen Wenzel, nach Boleslaw Chrobry, Stephan dem Heiligen, Otto III. oder Silvester II. Brennpunkte des nationalen Selbstbewußtseins und der Selbstvergewisserung. Kollektive Identität manifestiert sich als Erinnerung oder überhaupt nicht. Deshalb die brennende Sorge um die Erinnerungskompetenz. Dem Fremden wird sie kategorisch bestritten. Erinnern manifestiert die jeweils trennenden Kräfte. Wie schwer fällt es beispielsweise uns Deutschen, dieselben Ereignisse aus polnischer, tschechischer oder ungarischer Perspektive zu betrachten und umgekehrt; ernst zu machen also mit der Erkenntnis, daß die Geschichte unserer Nachbarn ein Teil unserer eigenen Geschichte ist. Gibt es eine verbindende Sicht? Wie fügten sich die kollektiven Symbole in eine solche Perspektive, jene »Lieux de mémoire«, von denen Pierre Nora sprach? Sollten sie ihres Symbolwertes entkleidet werden, um neuen Symbolen zu weichen? Haben wir zu vergessen, um auf neue Weise erinnern zu können?«

In diesem Buch muß die Frage nach der »verbindenden Sicht« gar nicht gestellt werden, weil von Anfang an das Ganze ins Auge gefaßt wird. Dadurch offenbart sich, daß die »nationalen« Erinnerungsorte in weitreichende Zusammenhänge eingebunden sind, deren Kenntnis und Verständnis ihre objektivere Bewertung ermöglichen. Sie müssen dadurch nicht zwangsläufig »ihres Symbolwertes entkleidet werden«, aber sie werden mit dem Verständnis für das Ganze neu eingeordnet, gewissermaßen neu »eingekleidet«.

Christian Lübke
Greifswald, im Dezember 2003

TEIL I

Die Gestaltung einer »Grauzone«

Beginn der Wahrnehmung

Im bei weitem größten Teil des östlichen Europa wohnen Menschen, die eine slawische Sprache sprechen. Aber woher die Slawen eigentlich gekommen sind, ist bis heute ungeklärt. Die Lokalisierung ihrer »Urheimat« ist umstritten, und auch über Zeitpunkt und Verlauf ihrer Wanderungen diskutieren Historiker, Archäologen und Linguisten. Neue archäologische Funde und Methoden wie die Analyse der Jahresringe von Baumstämmen (Dendrochronologie), die vor Jahrhunderten verarbeitet wurden, haben zu neuen Theorien geführt. Hinzu kommt, daß Slawen – der Begriff taucht im 6. Jahrhundert zum ersten Mal in den schriftlichen Quellen auf – nicht die alleinigen Bewohner dieser europäischen Großregion waren. Neben ihnen lebten baltische und finno-ugrische Stämme im Nordosten, iranische und turksprachige Völker im Süden sowie germanische und romanische Restgruppen seit der Völkerwanderung in Mitteleuropa und auf dem Balkan – eine schwer zu ordnende oder zu analysierende Vielfalt, von der wir bisher nur einzelne Puzzlestücke kennen.

Glücklicherweise steht der Forschung ein Dokument zur Verfügung, das zwar zahlreiche Rätsel birgt, aber immerhin eine Ahnung davon vermittelt, wie vielfältig und groß die Welt des Ostens war. Es entstand etwa in der Mitte des 9. Jahrhunderts, als ein der lateinischen Sprache mächtiger und schriftkundiger Mann, der als der anonyme Bayerische Geograph in die Forschung eingegangen ist, es für notwendig und nützlich hielt, eine merkwürdig anmutende Namenliste zu verfassen, die mit den Worten beginnt: *Descriptio civitatum et regionum ad septentrionalem plagam Danubii* – Beschreibung der Burgen und Länder am nördlichen Ufer der Donau. Diese Liste beschränkt sich keineswegs auf den Donauraum, sondern erfaßt den gesamten europäischen Osten zwischen Donau, Elbe und Wolga sowie zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Dieses später von anderer Hand ergänzte älteste Zeugnis der Wahrnehmung des gesamten Ostens ist vermutlich am Hof der ostfränkischen Herrscher in Regensburg zusammengetragen worden. Das Dokument gibt zu erkennen, daß die Franken, die mit Karl dem Großen den römischen Kaisertitel errungen hatten und seitdem in Konkurrenz zu den byzantinischen, oströmischen Kaisern in Konstantinopel standen, Interesse hatten an der Gestaltung dieses Raumes, der seit der Antike als Land der Barbaren gegolten hatte, in den nun aber das Christentum getragen werden sollte, denn dessen Verbreitung galt als die vornehmste Aufgabe

Die sogenannte Völkerliste des Bayerischen Geographen, eine Beschreibung der Regionen jenseits der Donau, die im 9. Jahrhundert entstand, enthält zum Teil phantastisch anmutende Zahlen, während andere Angaben, vor allem zu den im Westen nahe der fränkischen Grenze siedelnden slawischen Stämmen, erstaunlich genau mit der Zahl der heute noch nachweisbaren Burgwälle übereinstimmen.

Beschreibung der Burgen und Länder am nördlichen Ufer der Donau. Das sind diejenigen, die näher an den Grenzen der Dänen wohnen, die man nortabtrezi nennt, wo ein Land ist, in dem es 53 Burgen gibt, die nach ihren Fürsten geteilt sind. Die Vuilzi haben 95 Burgen und vier Länder. Die Linaa sind ein Volk, das 7 Burgen hat; nahe bei ihnen wohnen diejenigen, die man bethenici nennt, und smeldingon, und morizani, die haben 11 Burgen. Nächst ihnen sind jene, die man hehfeldi nennt, die 8 Burgen haben. Nächst ihnen ist das Land, das man surbi nennt. In diesem Land gibt es viele (Teil-)Länder, die 50 Burgen haben. Nächst ihnen sind diejenigen, die man talaminci nennt, die haben 14 Burgen. Die Beheimare haben 15 Burgen. Die Marharii haben 11 Burgen. Das Land der Bulgaren ist unermesslich groß und hat (nur) 5 Burgen, weil es für ihre übergroße Mehrheit nicht Sitte ist, Burgen zu haben. Es gibt ein Volk, das man merehani nennt, die haben 30 Burgen. Das sind die Länder, die unseren Grenzen benachbart sind. Dies sind diejenigen, die nächst deren Grenzen siedeln: Die Osterabtrezi, bei denen es mehr als 100 Burgen gibt. Die Miloxi, bei denen es 67 Burgen gibt. Die Phesnuzi haben 70 Burgen. Die Thadesi haben mehr als 200 Burgen. Die Glopeani, bei denen es 400 oder mehr Burgen gibt. Die Zuireani haben 325 Burgen. Die Busani haben 231 Burgen. Die Sittici haben ein Land, das unermesslich ist an Volk und befestigten Burgen. Die Stadici, die 516 Burgen haben und unermessliches Volk. Die Sebbirozi haben 90 Burgen. Die Unlizi haben zahlreiches Volk und 318 Burgen. Die Nerivani haben 78 Burgen. Die Attorozi haben 148 und das wildeste Volk. Die Eptaradici haben 273 Burgen. Die Vuillerozi haben 180 Burgen. Die Zabrozi haben 212 Burgen. Die Znetalici haben 73 Burgen. Die Zabrozi. Die Aturezani haben 104 Burgen. Die Chozirozi haben 250 Burgen. Die Lendizi haben 98 Burgen. Die Thafnezi haben 257 Burgen. Die Zerivani, das ist ein so (großes) (König-)Reich, daß aus ihm alle Slawenstämme hervorgegangen sind, und von dem, wie sie bekräftigen, sie ihren Ursprung herleiten. Die Prissani haben 70 Burgen. Die Velunzani haben 79 Burgen. Die Bruzi – nach allen Seiten größer als von der Enns bis an den Rhein. Die Vuizunbeire. Die Caziri haben 100 Burgen. Die Ruzzi. Die Forsderen liudi. Die Fresiti. Die Seravici. Die Lucolane. Die Ungare. Die Vuislane. Die Sleenzane haben 15 Burgen. Die Lunsici haben 30 Burgen. Die Dadosesani haben 20 Burgen. Die Milzane haben 30 Burgen. Die Besunzane haben 2 Burgen. Die Verizane haben 10 Burgen ... Fraganeo hat 40 Burgen. Die Lupiglaa haben 30 Burgen. Die Opolini haben 20 Burgen. Die Golensizi haben 5 Burgen.